Das Leid der Schönheit.

(Roman von A. Noel.)

(2. Fortsetzung.)

Es würde wohl notdürftig so weit langen. Beinahe mußte er seinem Onkel und Vormund dafür danken, daß er während seiner Minderjährigkeit mit jenen paar Gulden nicht hatte herauswirtschaften wollen, sonst hätte er längst nichts mehr. So hatte er Stunden geben und sehr darben müssen, um die Prüfungstaxen und sonst das Nötige zu erschwingen. Endlich, nach der Promotion, war er mündig und erhielt die Verfügung über sein Erbteil. Die paar tausend Gulden ermöglichten ihm wenigstens einige ungestörte Jahre der Spezialstudien und der Spitalpraxis, die sein Können bereicherten und ihm die Sicherheit verliehen, als Arzt etwas leisten zu können. Er hatte nun gar nicht mehr die Absicht, sehr lange Sekundararzt zu bleiben. Ein bis zwei Jahre! Dann fand sich doch vielleicht irgendwo eine Stelle für ihn oder sonst eine Aussicht.

Allzu viele Hoffnungen durfte er sich nicht machen. Im Grunde hatte er kaum das Recht, es einem Mädchen zu verübeln, wenn sie nichts von ihm wissen wollte. Sie hätte sehr viel Geduld haben müssen.

Vielleicht hätte Agnes die gehabt, wenn die Mutter nicht gewesen wäre. Die aber redete ihr vor, sie müsse reich heiraten, Brillanten und Equipagen haben, das Leben genießen. Nun war sie ihm verloren!

Lange hatte er es nicht glauben wollen, doch ihr schnödes Benehmen mußte ihn endlich überzeugen. Jetzt schwand auch die letzte Hoffnung, wenn nun halte die Mutter den ersehnten Millionär ausfindig gemacht, der ihre Träume von Luxus und Glanz verwirklichen konnte.

Der kam nicht wieder los! Es war nur eine Frage der Zeit, wann das geschah, was Randa schon so lange befürchtete. Und er — sollte einfach zusehen? Nein, jetzt war es Zeit, zu gehen.

Einen Vorwand gab's immer. Die Bärengrubersche Wohnung in Rudolfsheim lag viel zu weit vom Allgemeinen Krankenhause entfernt, wo er praktizierte. Er wäre auch niemals hierhergezogen, selbst nicht aus Freundschaft für den guten Martin. Aber als er einmal Agnes gesehen, fand er den Vorschlag des Freundes, Mitbewohner seines Zimmers zu werden, sehr verlockend.

Er hatte als Student zwar immer allein in elenden Räumen gewohnt. Martins Zimmer bedeutete einen großen Fortschritt für ihn, und alles in allem war die erste Zeit hier bei Bärengrubers die glücklichste im Leben des Frühverwaisten gewesen. Nach und nach erst verwandelte sich alles in Schmerz und Bitterkeit. Frau Bärengruber ging ihm schon lange an die Nerven, die Gusti war ihm zuwider, Agnes erfüllte sein Herz mit zorniger Wut.

War's nicht besser, das Haus zu verlassen, wo nur quälende und schmerzliche Empfindungen in ihm erregt wurden?

Auf dem Gange ertönte ein Scharren. Jemand putzte sich draußen auf der Matte die Schuhe ab, dann hörte man den Schlüssel im Schloß umdrehen, und bald darauf öffnete sich die Zimmertür.

„Guten Abend!"

Gleich bei der Tür blieb der Eingetretene stehen, band sich das seidene Halstuch ab, hing den Hut an den hier stehenden Kleiderstock und schlüpfte aus dem Winterrock.

Es war ein schlanker junger Mann, der mit müden Schritten und abgespanntem Gesicht in das Lichtbereich der Lampe trat.

Christian, der ihm entgegenblickte, fiel es wieder einmal auf, wie sehr Martin der Agnes glich, doch trotz dieser Aehnlichkeit mit der schönen Schwester war Martin Bärengruber nur eben ein leidlich hübscher Mensch. Es fehlte ihm an kraftvoller Mannhaftigkeit, an Feschheit und lebensmutigem Ausdruck. Der Stärkste war er nie gewesen, und die Studien und nun das Spital zehrten an ihm.

Müde ließ er sich in einen neben dem Schreibtisch stehenden Stuhl fallen und beschattete mit der schmalen Hand sein Gesicht.

„Einen Beruf kennt man erst, wenn man mitten drin steht", murmelte er geistesabwesend. „Wie soll man da von vornherein wissen, ob er einem paßt, ob man ihm gewachsen ist?"

Christian sah mit tiefem Blick auf den Freund. Er brauchte nicht zu fragen, sondern wußte von selbst, was geschehen war. Das blutjunge Mädchen, das, mit galoppierender Schwindsucht behaftet, auf seiner Abteilung im Elisabethspital gelegen hatte, mußte gestorben sein. Martin hatte sich die ganze Zeit her für das arme Geschöpf interessiert, er war überhaupt ein viel zu weicher Mensch für diesen Beruf. Wenn er endlich genügend abgestumpft sein würde, um alles auszuhalten, was dieser mit sich brachte, war dann nicht vielleicht schon das Beste seines Wesens dahin?

Christian und Martin verstanden sich wortlos. Der eine fühlte, daß der andre das Vorgefallene erriet. Wozu also reden?

Sie schwiegen noch, als Gusti die Seitentür öffnete und hereinrief:

„Bist da, Marti? Na, da können wir ja gleich zu Abend essen. Der Papa kommt heute nicht. Ich nehm' Ihr Essen mit hinein, Randa."

Sie ging ohne weiteres zum Fenster, öffnete den inneren Flügel und nahm die weißen Päckchen, die sie da vorfand, an sich. Als sie diese drinnen im Wohnzimmer auf einen Teller ordnete, sah sie freilich, daß es für einen jugendlichen Appetit nicht viel war: Butter, ein Käserest und ein Bückling.

Als Christian hineinkam, fand er die Butter schon auf zwei Semmeln gestrichen, so daß er bloß zuzulangen brauchte.

Für Martin und Gusti war das Abendessen gleichfalls nicht gerade üppig. Es bestand aus Bratenresten vom Tage vorher, dazu kam der Tee, der auch nicht besonders war. Die Magenfrage spielte bei Bärengrubers keine große Rolle.

Papa Bärengruber, der länger als dreißig Jahre in einer Ottakringer Seifenfabrik als Buchhalter angestellt war und es nun sogar schon zum Prokuristen gebracht hatte, verfügte zwar über ein ganz gutes Gehalt, bei den teuren Zeiten genügte es aber doch nicht, um der Familie ein Leben auf großem Fuße zu gestatten. In ähnlichen Verhältnissen ergreifen heutzutage auch die Töchter gewöhnlich einen Beruf. Frau Bärengruber hatte dies jedoch nicht gelitten, und da Herr Bärengruber eine Versicherungsprämie bezahlte und überdies bestrebt war, regelmäßig wenn auch nur kleine Summen für eine bescheidene Ausstattung seiner Töchter beiseite zu legen, seine Frau auch gewünscht hatte, seit die Kinder größer waren, in ein modernes Haus zu ziehen, in dem die Mietzinse teurer waren, so blieb für die Haushaltung nur eine bescheidene Summe übrig.

Auch von dieser zwackte Frau Bärengruber gern noch etwas ab, um dafür lieber „Okkasions" für die Toilette einzukaufen, und darum war es nicht gut möglich, daß sich die Kost durch Ueppigkeit auszeichnete. Sorgfältige Zubereitung wurde ihr aber auch nicht zuteil, da das Mädchen für alles die Küche fast allein besorgte.

Nein, verwöhnt wurde man im Hause Bärengruber in dieser Beziehung nicht. Martin pflegte manchmal darüber zu brummen, aber er war doch sehr genügsam.

Auch jetzt sagte er kein Wort über das bescheidene Mahl. Nur, als er vernahm, wo sich Agnes und die Mutter befanden und mit wem, umwölkte sich seine Stirn.

Er sowohl als Randa verharrten in so hartnäckigem Schweigen, daß Gusti sich endlich beklagte.

„Eine schöne Gesellschaft seid ihr! Ein jedes Wort muß man euch abkaufen. Dir, Marti, seh' ich's an, es ist wieder wer gestorben. Mein Gott, in einem Spital!... Wenn's nicht schon schlimm stehen tät' um die Leut', kämen sie ja gar nicht hinein. Da kann man freilich nicht den Tod vergessen. Der Doktor macht jetzt auch alleweil ein Gesicht, als ob ihm die Hühner 's Brot weggepickt hätten. So ein fades Haus wie bei uns, das muß man suchen."

„Jeder Mensch kann nicht deinen „Hamur" haben", antwortete Martin achselzuckend.

„Ein bissel einen Humor muß man aber haben."

„Ich sag' Hamur... Humor hast du ja keinen. Du hast einen Hamur."

„Meinetwegen. Sauertöpf' sein schon genug bei uns."

„Du hast den richtigen Magen, um das Leben zu verdauen. Meiner Seel' und Gott, es ist ein harter Bissen."

„Ich find' es nicht so übel. Du bist wehleidig, weil dich alle Leut' was angeh'n. Wenn eins im Spital stirbt, ist es dein Bruder oder deine Schwester?"

„Gewiß."

„Nein," erklärte Gusti entschieden. „Das kann unser Herrgott nicht wollen, daß man so viel Gefühl hat, sonst hätt' auf der Welt keines eine ruhige Stund'... In jeder Minute sterben Leut', leiden Leut', gibt's Unglücksfälle. Man kann und darf sich nicht um alles annehmen. Was kümmern sich die fremden Leut' darum, wenn dir was g'schieht... Wie du bist, das ist schon... Rein ungesund ist es. Ihr macht's Gesichter, als ob ich blöd' daherreden möcht', aber ich hab' doch recht. Die Raunzerei ist für die Katz'... Jammertal!... Und wenn die Menschen gar nicht geboren werden möchten, was hätten's davon?... Jetzen hab' ich aber genug von der Philosophie. Jetzt spiel' ich mir was."

Sie stand auf und ging zu dem Pianino, das zwischen dem Fenster und der Türe zu dem Zimmer der beiden jungen Leute stand. Den Deckel zurückschlagend, fing sie an, einen Walzer zu klimpern.

Weder Christian noch Martin war es nach Musik zumute, doch beide wußten, daß Gustis musikalische Anwandlungen niemals lange währten.

Aus dem gemütlichen Abend, auf den das Mädchen gehofft, wurde nichts, denn bald stand Christian auf, um mit kurzem Gruß auf sein Zimmer zu gehen, und Martin folgte ihm, die Türe hinter sich schließend.

Schmollend nahm Gusti die Mappe mit den Journalen des Lesezirkels vor, wobei sie aufmerksam die Ohren spitzte, sobald sie drinnen einen Laut vernahm. Doch blieb es zumeist still, und da das Feuer im Ofen ausgegangen war, wehte bald ein frostiger Hauch durch das Zimmer.

Schließlich packte Gusti die Journalmappe, drehte das Gas ab und ging ebenfalls auf ihr Zimmer, wo sie sich's „kamod" machen konnte. Mit den zwei langweiligen Petern war ja doch nichts anzufangen.

Christian und Martin saßen drinnen lesend, der eine vor dem Schreibtisch, der andere in dem Stuhl daneben. So leise Gusti sich auch bewegte, Christian bemerkte ihren Aufbruch doch. Als es im Nebenraum ganz still war, erhob er sich, drückte die Klinke nieder und überzeugte sich davon, daß es drinnen finster war. Dann kam er zurück und setzte sich wieder hin.

„Martin!"

„Du wünschest?"

„Weißt du was, ich muß ausziehen!"

„Wieso?"

„Ich kann nicht mehr bleiben. Es stehen Veränderungen bevor, die ich nicht mit ansehen möchte."

„Ja so... Im Grunde wollte ich es dir schon selbst vorschlagen. Zwar hoff' ich, es wird diesmal noch nichts."

„Es wird wohl! Deine Mutter deichselt das. Laß sie nur machen!"

„Dieser stiernackige Traumichel und die Agnes! Ich glaub', ich fahr' aus der Haut. Aber was willst machen? Zu einer braven Frau in bescheidenen Verhältnissen ist sie schon verdorben. Was hättest denn von einer Frau, die immer denken möcht': Ich hätt's besser haben können. Hast recht, geh' lieber allen den Leiden aus dem Wege... Wann willst du fort?"

„Sobald wie möglich. In wenigen Tagen ist der Erste. Bis dahin krieg' ich wohl was Passendes. Sag's deiner Mutter! Offiziell kündigen werd' ich wohl nicht müssen."

„Natürlich nicht. Besonders, da du keinen Nachfolger erhältst."

Martins Gesicht war infolge dieser Nachricht aber nicht heiterer geworden. Er konnte dem Freund nachfühlen, mit welchen Empfindungen er aus dem Hause scheiden würde. Doch er äußerte darüber nichts. Was halfen Worte?

Es war sein Lieblingswunsch, sein liebster Gedanke gewesen, daß Agnes Christian Randas Frau werde. Aber bereits seit einiger Zeit war er davon zurückgekommen. Wenn sie nicht ganz in ihm aufgehen konnte, wenn hohler Prunk sie lockte und sie aus den bescheidenen Verhältnissen, in denen sie mit ihm leben mußte, immer sehnsüchtig nach glänzenderen ausblicken würde, dann lieber nicht.

Besser, Randa riß sich noch jetzt diese Liebe aus dem Herzen, als daß es später schiefging und Agnes, selber unbefriedigt und unglücklich, den Freund unglücklich machte...

* * *

(Fortsetzung folgt.)

— Auch eine Entdeckung. Studiosus Suf: „Gestern machte ich eine famose Entdeckung, als zuhause ankam!"

Studiosus Pump: „So! Und die wäre?"

Suff: „Ich entdeckte einmal — das Schlüsselloch!"

— Ihre Erfolge. „Hast Du auch Erfolg im Studium?

Studentin: „O ja! Gestern war z. B. der Gerichtsvollzieher hier; als er mich sah, hat er sich sofort erboten, meine Schulden aus seiner Tasche zu bezahlen!"

— Vom Regen in die Traufe. A.: „Wissen Sie nichts von unserm gemeinsamen Freund Müller? Wie geht es ihm denn?"

B.: „Ach, den armen Kerl verfolgt das Schicksal schrecklich. Sein „Alter" wollte ihn absolut zwingen, die widerwärtige Tochter seines Geschäftsfreundes zur Frau zu nehmen. Er brannte nach Afrika durch, fiel dort in die Hände eines blutgierigen Negerhäuptlings und mußte, um sich das Leben zu erhalten, dessen sechs Töchter heiraten!"

— Fatal. Junges Mädchen: „Ist nichts postlagernd da unter „D. P."?"

Herr (aus dem Publikum): „O ja — Dein Papa!"

— Sein erster Gedanke. Schauspieler (als ihm ein Räuber im Walde entgegentritt): „Wirklich herrliche Maske!"

Ein Ordonnanzritt.

Kriegserinnerung von Karl Tanera.

„Gott sei Dank! Ein Stall mit Stroh. Vielleicht kann man da" — weiter reichten die Gedanken nicht. Ich rutschte mehr, als daß ich stieg, von meinem Rappen herunter, fiel der Länge nach um, und weg waren Bewußtsein und Willenskraft; ich schlief. Aehnlich muß es meinem guten, braven „Orléans", so hieß nämlich mein treues Roß, ergangen sein, denn als ich abends gegen sechs Uhr aufwachte, lag es noch gesattelt und gezäumt neben mir und schlief auch. War aber auch kein Wunder, denn die letzten Tage hatten uns beiden in einer Art zugesetzt, daß kräftige Naturen dazu gehörten, bei solchen Strapazen nicht ganz aus dem Leim zu gehen. Es war nach Coulmiers, am 10. November, als mein Pferd und meine eigene Wenigkeit endlich nach einem etwa siebenstündigen Schlafe wieder wenigstens etwas auftauten und von neuem leistungsfähig in die Welt schauten.

Wem die Ereignisse an der Loire fremd sind, dem genügt es zu erfahren, daß das Korps des alten Tann und die Reiter des Grafen zu Stollberg vom 7. November früh morgens auf den Beinen waren, teilweise am 7. nachmittags das Gefecht bei Chantome durchkämpften, alle in der Nacht zum 8., an diesem Tage selbst und in der Nacht zum 9. große Märsche auf Grund der alarmierenden Nachrichten oder behufs Konzentrationen ausführten, sich gegen eine fünffache Uebermacht schlugen, vom Schlachtfelde weg 2½ bis 3 Stunden nach St. Pervavy etc. marschierten und dann nach einer Rast von nur anderthalb Stunden in der Nacht zum 10. November den 36, man lese sechsunddreißig Kilometer langen Rückmarsch in die Gegend von Toruy, Joinville, Chapelle, St. Blaise, Chauffy und Tivernon in vollster Ordnung vollzogen. Freilich kamen dort keine Menschen und Tiere „halali" an, aber sie waren doch der so schlau erdachten Schlinge der Generale Aurelles de Paladine, welcher mit seinen 75,000 Mann von Osten und Südosten, und Martin des Pallieres, der mit 45,000 Mann von Westen und Südwesten anrückte, entschlüpft, und als diese Herren das Netz zuziehen wollten, verbrannte sich ersterer bei Coulmiers die Finger, und letzterer kam zu spät, die Vögel waren entwischt. In dieser Zeit, also am 10. November, erwachte ich wie erwähnt, gegen 6 Uhr abends im Stalle des Maire von Tivernon. Ich wußte anfangs gar nicht, wo ich war. Daß ich mich beim Eintreten vormittags, nachdem ich 75 Stunden kein Auge zugemacht und in den letzten 51 Stunden mich nur von einem Pferd auf das andere gewälzt und die armen abgerackerten Tiere ununterbrochen herumgehetzt hatte, so lange sie überhaupt konnten, keineswegs um das wie und wo des Ruheplatzes gekümmert hatte, das wird mir niemand verargen. Da kroch jemand mit einer düsteren Laterne umher.

„Eh là-bas! Monsieur, dites-moi donc! Ou suis-je?"

Die Gestalt schlürfte näher heran. „N'est-ce pas, c'est le village de Tivernon?"

„Wos moanens denn, Herr Leitnant? I verstand Ehna nit recht."

„So, Du bist's Schwaninger? Wo sind wir denn eigentlich?"

„Tivernon hoaßt dös Nest, Herr Leitnant. 's is goar nit so schlecht."

„Wo ist denn der Herr General?"

„Der schloft im Zimmer drinn afm Sofa."

„Und Hauptmann von X?"

„Der liegt am Tisch und schloft a no."

„Sind die Unteroffiziere zum Befehlholen schon da?"

„Na, Herr Leitnant. I glab, der Befehl! is a no goar nit g'schrieb'n, denn 's schloft alles."

So war es auch. Nur ein Bursche hatte sich seit einiger Zeit aufgerüttelt, um zu sehen, ob eigentlich sein Herr auch da sei, und wollte wahrscheinlich soeben neue Studien in stillem Selbstvergessen vornehmen, als mein Erwachen seine guten Absichten durchkreuzte. Ich rieb den Schlaf aus den Augen, raffte mich auf, sprang in die Höhe und streckte und dehnte mich. Es kam mir aber vor, als ob ich gerädert worden sei, denn alle Glieder schmerzten mich.

Endlich ging es aber, und ich humpelte in das Haus. Daß ich etwas stark nach Stall duftete, kränkte mich nicht. Ueber solche Kleinigkeiten war man damals erhaben.

Ich machte die Tür auf und stand plötzlich vor der jungen, ganz netten Frau des Maire.

Es ist doch zum Kuckuckholen, was so ein hübsches frisches Gesichtchen mit dunklen, schelmischen, Augen, kirschroten Lippen und einer kleinen Stumpfnase für einen gewaltigen Einfluß auch auf den wetterharten Kriegsmann ausüben kann. Freilich war ich ja erst 21 Jahre alt, und wie es schien, hatte das Herz unter den großen Strapazen der letzten Tage nicht gelitten. Aber wenn ich jetzt daran denke, wie es beim Anblick der reizenden Französin mich durchzuckte, muß ich doch lachen. Wie der Blitz fuhr mein gebeugter Kopf in die Höhe; der Tritt wurde wieder fest und stramm; die ganze Haltung gewann von neuem die frühere Sicherheit; die letzte Spur von Schläfrigkeit war verschwunden; gewiß leuchteten die Augen ebenso wie vor einigen Wochen an Orléans, wo es manche hübsche Mädchen zu bewundern gab; kurz der ganze Kerl war der alte lustige Leutnant wie vorher, der natürlich sofort nichts anderes zu tun wußte, als Madame einige Artigkeiten zu sagen.

Das wäre alles recht schön und gut gewesen, aber ein kleines Wörtchen fuhr mir da recht rauh durch den Sinn, und doch mußte ich darauf hören. Es klang deutlich „Deine Pflicht?"

„Ja, ja, es muß sein. Also adieu ma belle dame, au revoir!" Nun zog ich mein Tagebuch aus der Säbeltasche, setzte mich hin und schrieb die Erlebnisse von Coulmiers aus dem Gedächtnisse nach, so wie sie sich mir scharf eingeprägt hatten, und meine kurzen, während der Schlacht selbst gemachten Notizen es ergaben. Diese Arbeit war so ernst, daß ich die hübschen Augen meiner Hausfrau schnell vergaß; der junge Kourmacher war wieder zum gewissenhaften Ordonnanzoffizier geworden.

Während ich eifrig darauflos schrieb, erwachten auch der Generalstabsoffizier und der Adjutant der Brigade.

„Na T., haben Sie denn gut schlafen können?"

„Und wie gut, Herr Hauptmann!"

„Wo haben Sie denn gelegen?"

„Im Stalle bei meinem Rappen."

„Aha, daher der famose Odeur."

„Ja, ich kann nichts dafür. Ich bin einfach aus dem Sattel gerutscht und auf dem Boden eingeschlafen."

„Glaub's Ihnen gern. Was Sie ausgehalten haben, erträgt auch nicht jeder Körper. Es war ja auch nur Spaß mit dem Parfüm. Lassen Sie sich aber nicht stören. Ich will den Befehl zusammenstellen! Sind denn noch keine Unteroffiziere zum Abholen da?"

„Nein Herr Hauptmann, die werden alle zu sehr kaput sein. Ich fürchte, daß sie sehr spät oder teilweise gar nicht kommen. Bin auch schon darauf gefaßt, außer zur Division noch zu verschiedenen Abteilungen reiten zu müssen."

So kam es auch; meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Heute noch mußten die Truppen erfahren, daß sie sich in ihren Quartieren möglichst zu verschanzen hatten, da man den Feind in der nunmehr eingenommenen Stellung erwarte wollte, und derselbe wahrscheinlich schon morgen vor unserer Front auftauchen werde. Außerdem hatte ich Auftrag, den Befehl den nächsten Tag bei der Division zu holen. Als ich mich zum Abreiten fertig machte, waren nur zwei Unteroffiziere der Infanterie, ein Chevauleger und, wie ich in der Dunkelheit zu erkennen meinte, der Artillerist der Batterie St. anwesend. An fünf Bataillone und zwei Batterien, die damals, außer den ständig zu uns gehörenden, ebenfalls unserer Brigade zugeteilt waren, mußte ich daher den Befehl selbst bringen. Es stand mir in Folge davon ein zwei bis dreistündiger Extraritt bevor. „Also los; es hilft ja doch nichts."

Heute ritt ich aber recht vornehm, denn da meine, des Adjutanten und der Ordonnanz-Chevaulegers Pferde vollständig unfähig waren, schon wieder aus dem Stalle gezogen zu werden, so durfte ich eines der mehr geschonten Tiere des Generals reiten, und auf diesem ging es verhältnismäßig recht gut.

Bald hatte ich meinen Auftrag in Santilly, Chateau, Gaillard und Lion in Beauce erfüllt und trabte langsam auf der großen Straße Artenay-Paris nach Toury zurück, um jetzt den Divisionsbefehl zu holen. Es war naßkalt, aber nicht sehr dunkel, denn der auf der Straße vergangene Schnee blieb auf den Feldern liegen und leuchtete ziemlich gut.

Der Befehl kam heute schon um 10½ Uhr abends, weil auch der Korpsstab in Toury lag, und daher eine sehr schnelle Verbindung stattfand. Anfangs schrieb ich denselben, wie gewöhnlich, nach, ohne an etwas anderes zu denken. Jetzt hieß es: „Die Batterie St. der 3. Infanteriebrigade richtet sich östlich Chauffy in vorbereiteter Stellung so ein, daß sie das Vorterrain gegen Bazoches-les-Gallerandes beherrscht etc." — Da fuhr es mir durch den Kopf. „Herrgott, die Batterie St.! Habe ich denn die nicht vergessen? — Nein. Zu ihr brauche ich ja nicht, denn ihr Unteroffizier war ja da, als ich zum Befehlholen ritt."

Es wurde weiter diktiert, und ich schrieb wieder. Der Kobold in meinem Gehirn ruhte aber nicht. Von neuem flüsterte er mir zu: „Am Ende war es aber der Artillerist doch nicht, sondern nur eine Stabsordonnanz. Wenn die Batterie keinen Unteroffizier geschickt hat, dann liegt sie noch in Dambron, vier Kilometer vor unserer Front, weil sie überhaupt noch keinen Befehl bekam." — „Die Trains sammeln sich um acht Uhr etc", so diktierte nämlich der Generalstabsmajor fort, und ich schrieb mechanisch das Gehörte auf. Da fing schon wieder der abscheuliche Kobold an:

„Zu Dambron langt heute Nacht vielleicht die französische Avantgarde des Generals des Pallières an. Die verspeist die Batterie einfach."

„Die Munition ist aus den Beständen der zweiten Munitionskolonne etc." — Ich versuchte möglichst aufmerksam nachzuschreiben.

Aber der Kobold: „Die Division verläßt sich darauf, daß die Batterie St. unsere linke Flanke gegen Bazoches deckt. Statt dessen wird sie aber in Dambron gefangen und nach Süden abgeführt."

„Kranke sind an das dritte Feldspital nach Angerville zurückzubringen. Das Pferdedepot in etc." —

„Ob wohl alles richtig war, was der Bleistift notierte?" Auch diese Frage flüsterte mir der boshafte Kobold zu. Dann mahnte er immer wieder: „Deine Batterie in Dambron. Jetzt haben sie sie vielleicht schon erwischt." — Endlich war der Befehl fertig geschrieben.

„Hat einer der Herren noch eine Frage?"

„Nein, Herr Major."

„Gute Nacht. Heute kommen Sie doch eher als bisher zur Ruhe. Sie können es auch brauchen. Auf Wiedersehen."

Wir waren entlassen. Alle Ordonnanzoffiziere ritten zu ihren Brigaden und Stäben zurück. Bald war ich allein; die anderen wendeten sich gegen Norden, ich nach Süden, denn meine Brigade stand ja auf Vorposten, also zunächst am Feinde. Vor der Front aber lag das heillose Dambron, wo sich die Batterie St. vielleicht noch befand. Chauffy, wo sie aber sein sollte, lag links rückwärts.

„Wenn aber die Franzosen —"

„Herrgott, Kobold, laß mich doch in Ruhe. Ich will ja vorreiten nach Dambron, obgleich mir der Schlaf so notwendig wäre, wie einem abgehetzten Jagdhunde ein Schluck Wasser, und will nach der unglückseligen Batterie sehen. Wenn es wahr ist, was du mir da eingeflüstert! Es wäre entsetzlich! Wenn es aber nicht wahr ist und du hast mich gefoppt, dann bist du ein Teufel. Nein, doch nicht, dann bist du ein Engel, denn dann hat die Batterie den Befehl und ist wohlbehalten hinten in Chauffy."

Ich trabte scharf an. Es mochte 11¾ Uhr sein, als ich Gaillard passierte.

„Posten, haben Sie von Dambron her nichts gehört?"

„Nichts Besonderes, Herr Leutnant. Hier und da schlagen nur Hunde an. Es muß dies aber in den Höfen zwischen hier und Dambron sein. Aus dem Dorfe selbst vernahm ich nichts."

„Danke. Gute Wacht!"

Wieder mußte der Generalsbraune flott traben. Die Ungeduld, Gewisses zu erfahren, trieb mich und also indirekt auch das Pferd vorwärts.

Ferme la Grange.

Ich hielt, horchte, spähte. Kein Lebenszeichen zu erkennen. „Das ist eine gute Vorbedeutung. Denn wenn die Batterie im Dorfe wäre, hätte sie jedenfalls diesen großen Hof auch belegt. — Vorwärts, Brauner!"

Bald erkannte ich die ersten Häuser des Ortes. Jetzt war Vorsicht nötig. Es konnten ja doch Franzosen darin sein. Die Strecke bis ins Dorf betrug vielleicht noch 200 Meter.

„Still Alter! Bleib stehen."

Im Sattel vorgebeugt, den Revolver schußbereit in der Hand, lauschte ich mit der größten Aufmerksamkeit. Alles blieb ruhig. Ich ritt im Schritt an. In solchen Momenten durchdringt das menschliche Auge die Dunkelheit scharf genug, und das Ohr vernimmt jeden Laut. Wir gelangen in den Ort. Plötzlich schlägt ein Hund an; jetzt noch einer, dann ist wieder alles still.

„Gott sei Dank! Der Ort ist leer. Die Batterie muß also den Befehl gehabt haben. Da war der Unteroffizier also doch von ihr. Daß ich mich nur so ängstigen konnte!"

Dabei ritt ich langsam immer weiter, bis ich fast an das andere Dorfende kam. Mit jedem Schritt wurde mir die Gewißheit klarer, daß hier die Batterie nicht einmal gerastet hatte, denn belegt war Dambron nicht, daß sah man deutlich; und ein Kampf hatte hier auch nicht stattgefunden, sonst hätten die Posten in Gaillard etwas davon gehört, und es wären andere Anzeichen genug vorhanden.

„Da kann ich ja beruhigt umkehren und endlich heimreiten. Der General braucht gar nicht zu wissn, daß ich —"

Qui vive?"

„Donnerwetter, da stehen die Franzosen." Keine hundert Meter vor mir erkannte ich eine durch das Glänzen der Helme sich als Kürassiere kennzeichnende Reiterpatrouille von fünf Mann. Natürlich hielt ich sofort und entsicherte meinen Revolver.

„Qui vive?" hallte es von neuem herüber.

Meinen Braunen herumreißen, die Sporen einsetzen und ansprengen war schneller geschehen, als es Zeit zum Niederschreiben erfordert. Natürlich sausten die messieurs hinter mir drein. Mit ihren plumpen Gäulen, wahrscheinlich noch viel mehr ern[illegible] det, jedenfalls sehr viel mehr be[illegible] stet waren als mein Brauner, konnt[illegible] sie aber nicht nachkommen und blieb[illegible] immer weiter zurück. Der Lärm [illegible] aufschlagenden Hufe hatte, wie [illegible] schien, alle Hunde und verschiede[illegible] Bauern geweckt, denn überall hö[illegible] man jetzt das Gekläffe der Spitze u[illegible] anderen Köter. Wir jagten lu[illegible] weiter, aber unser Zwischenraum v[illegible] größerte sich immer mehr. Da sch[illegible] sen die Herren Franzosen aus ih[illegible] plumpen Pistolen mir nach, müß[illegible] aber ein fürchterliches Loch in [illegible] weite Natur getroffen haben, de[illegible] ich hörte nicht einmal Kugeln pfeif[illegible] Jetzt hatte ich den Dorfrand hin[illegible] mir. Schon fühlte ich mich [illegible] sicher, da tauchten aus einer Seit[illegible] straße wieder zwei Reiter auf u[illegible] jagten auf mich los. Nun galt [illegible] noch einmal zu rennen, was aus d[illegible] Braunen raus ging. Meine neu[illegible] Feinde waren höchstens zwan[illegible] Schritte hinter mir her. Zum Gl[illegible] konnte man auf die Landstraße, oh[illegible] Angst zu stolpern, fortgaloppier[illegible] Bald merkte ich, daß ich auch die[illegible] Beiden Terrain abgewann, und [illegible] weiter zurückblieben. Von der [illegible] sten Patrouille hörte und sah ich [illegible] beim Umschauen gar nichts mehr. Die beiden letzten Gegner aber folgten mir unverdrossen, obgleich sie schon längst erkannt haben mußten, daß sie mich nie mehr einholen konnten. Was mich am meisten wunderte, war, daß sie nicht schossen. Daraus schloß ich, daß es Lanciers sein müßten, denn ich wußte, daß wir verschiedene Regimenter von Lanciers ohne Lanzen und Schußwaffen nur mit Säbeln ausgerüstet, gegen uns hatten. Einen Grund, mich aufzuhalten und mit den Kerls abzuraufen, sah ich nicht ein, da ich ja bald in Gaillard sein mußte, wo man sie schon abfassen werde, und ich es keinesfalls hätte verantworten können, aus reinem Uebermut ein Nichtankommen des Divisionsbefehls, den ich in der Tasche trug, zu wagen. Und möglich war es ja immerhin, daß ich — einer gegen zwei — unterliegen und trotz der Schnelligkeit des Generalsbraunen gefangen genommen werden könnte.

Also fort, immer Galopp; die beiden Lanciers unaufhörlich hinterdrein.

Plötzlich rief einer derselben laut genug, daß ich jedes Wort deutlich verstand:

„Aber, Kamerad, so halt doch man! Mein Ferd kann dat Jerenne nich mehr verschnaufen, und die Franzosen sind ja doch verschwunden."

So, das waren also die Lanziers! Natürlich parierte ich sofort in Schritt und betrachtete mir die beiden Reiter näher. Sie entpuppten sich als Totenkopfhusaren vom ersten Leibhusarenregiment, welche zur vierten Brigade (von Barnekow) gehörten. Letztere stand zugleich mit unserer Brigade auf Vorposten.

Als die beiden auch meine Uniform erkannt hatten, begann der erste Redner wieder: „Ach, Herr Leutnant, entschuldigen Sie man bloß. Ick dachte mir, der Herr Leutnant müßten ein Chevoleger jewesen sind."

„O, es ist schon gut, sagt mir nur, wo ihr herkommt?"

Nun erfuhr ich, daß die Husaren Patrouille gegen Dambron geritten, die französische Patrouille ebenfalls bemerkt, auch mich gesehen hatten und nur herbeigeeilt waren, um mir den sie für einen patrouillierenden Chevauleger hielten, im Notfalle zu Hilfe zu eilen.

Ich danke ihnen für ihren guten Willen, befahl ihnen, die Meldung über die französische Kürassierpatrouille dem Kantonnementsältesten von Chateau Gaillard zu gestatten und diesem dabei mitzuteilen, daß ich sie selbst zur Brigade besorgen würde, und ritt dann im Schritt meiner Wege, um endlich nach Tivernon zurückzukehren.

Auf dem Heimwege passierte mir nichts mehr. Ich war recht froh, meiner Sorgen um die Batterie ledig zu sein, und freute mich königlich, daß mich die Kürassiere nicht erwischt hatten. Zu Hause angekommen, hörte ich von meinem Burschen, daß der Batterieunteroffizier wirklich schon da war, als ich abritt, und daß ich mich daher ganz umsonst geängstigt hatte.

Nach zehn Minuten lag ich, freilich angekleidet, gestiefelt und gespornt — anders konnte es bei der Vorpostenbrigade ja nicht sein — auf meinem Bette und schlief von früh ½2 Uhr bis morgens 8 Uhr wie ein Mops im Paletot.

Am andern Tage hatte ich rasch vergessen, daß auch in dieser Nacht mir einige Stückchen Blei zugedacht waren und nur Dank der Schnelligkeit des Generalsbraunen ihr Ziel verfehlt hatten.

Die Geschichte von diesem Ritte zu erzählen, hütete ich mich wohl, denn der General meinte am folgenden Vormittag an und für sich, ich müßte sein Pferd sehr angestrengt haben, denn es sei entsetzlich müde.

Mit den Worten: „Es sind eben die Nachwehen von Coulmiers" schnitt ich weitere Fragen ab, und damit war von jenem Befehlholen nicht mehr die Rede.